

Kalkül der Macht

Das Leben der grossen englischen Königin Elisabeth I. gilt als exemplarisch für den britischen Nationalcharakter. Für Brexit-Anhänger ist sie eine Ikone.

Zu Recht? Von Heimo Schwilk

Man kann es dem Verlag nicht verdenken, dass er, wohl mit dem Einverständnis des Autors, im Werbetext des Umschlags betont, dass Elisabeth I. von England «mit den Waffen einer Frau gekämpft» habe. Das hat die grosse Tudor-Königin, wie Thomas Kielinger in seiner Biografie so überzeugend herausstellt, dass man sie durchaus als frühe Ikone der Frauenemanzipation bezeichnen darf. Auch wenn diese taktisch geschickt agierende Königin ihre Weiblichkeit in der Öffentlichkeit eher als Makel darstellte – um dann den männlichen Konkurrenten zu beweisen, dass sie ihnen an Klugheit, Bildung und Gerissenheit ebenbürtig, oft sogar weit überlegen war. «Es sind doch nur Männer!», sagte sie einmal ganz unverblümt.

Ein Buch, das sich einreihet in den Zeitgeistertrend, die viel zu gering veranschlagte Rolle der Frauen in der Geschichte zu korrigieren und den *hidden heroes* späte Gerechtigkeit widerfahren zu lassen? Thomas Kielinger, der sich nicht nur als renommierter London-Korrespondent, sondern auch durch eine mit journalistischer Lockerheit erzählte Geschichte Grossbritanniens einen Namen als profunder Kenner englischer Verhältnisse gemacht hat, besitzt spürbar kein ideologisches Erkenntnisinteresse, im Gegenteil. Er wägt ab, stellt die Ambivalenzen und Widersprüche der von ihm Porträtierten heraus und scheut platte Analogien zur Gegenwart.

Dabei lädt die Vita der grossen englischen Königin geradezu ein, sie als exemplarisch für den britischen Nationalcharakter zu sehen. Der Biograf betont, wie sehr diese englische Königin mit ihrem Lavieren, ihrem Ausweichen vor Konfrontation und Krieg, ihrer habituellen Veranlagung zu Kompromiss und Ausgleich die Politik Grossbritanniens bis heute massgeblich geprägt hat. Dazu gehörte vor allem das Sich-Heraushalten aus den europäischen Händeln, den kriegerischen Verwicklungen auf dem Kontinent, von dem England – zu seinem Glück? – ja durch das Meer getrennt war.

Prinzessin statt Prinz

«In den Annalen ragt Elisabeth I. als eine Gründungsfigur englischer Identität hervor. Diesen Zusammenhang zu entschlüsseln, macht die erneute Annäherung an sie und ihre Zeit zu einem vielversprechenden Abenteuer», lautet das Fazit Kielingers am Ende seines «Prologs», der ein konzises Psychogramm der «Zaudernenden» liefert, bevor der Autor beginnt, die Lebensstationen dieser faszinierenden Frau vor dem Leser auszubreiten.

Als Tochter Heinrichs VIII. und seiner zweiten Frau Anne Boleyn musste Elisabeth erleben, wie gefährlich man als Frau ins Abseits geraten konnte, wenn man im dynastischen Ränkespiel nicht «lieferte», was sich der Herrscher wünschte. Statt eines Prinzen wurde dem König eine Prinzessin geboren, die er, wie alle Frauen, für unfähig hielt, die Geschicke des Landes zu führen. Ohne männlichen Thronfolger fürchtete Heinrich um die Stabilität des Königreichs.

Nach einer weiteren Heirat ihres Vaters und der Verstossung ihrer Mutter Anne wurde aus der kleinen Elisabeth ein illegitimer «Bastard». So scheinbar aussichtslos beginnt die Karriere einer Frau, die am Ende 44 Jahre lang regieren wird, eine Ära, die als «goldenes Zeitalter» gepriesen wurde. Es gelingt dem Autor tatsächlich virtuos, das Abenteuer dieses Lebens, das von Anfang an durch dynastische Verwicklungen und Intrigen bedroht war, so plastisch zu machen, dass man schon nach wenigen Kapiteln unweigerlich an die Seite dieser tapferen Frau rückt in ihrem Behauptungskampf gegen «eine von Männern dominierte Welt».

Als ihre Mutter Anne Boleyn am 19. Mai 1536 mit dem Beil hingerichtet wird, ist Elisabeth drei Jahre alt. Hat sie der Tod ihrer 35-jährigen Mutter traumatisiert? Der Biograf verneint diese Vermutung und schildert dafür ausführlich die Erziehung des aufgeweckten Kindes, das mit seiner raschen Auffassungsgabe und seiner Gewitztheit alle verblüfft. Nur elf Tage nach dem Tod seiner Gattin, die zwei Fehlgeburten

erlitt und ihm keinen männlichen Thronfolger schenken konnte, heiratet Heinrich VIII. erneut. Die von der Hofdame zur Mätresse des Königs avancierte Jane Seymour stirbt zehn Tage nach der Geburt des lange ersehnten Prinzen im Kindbett. Edward ist jetzt zwar die Nummer eins in der Thronfolge, doch bleiben seine Schwestern Mary, die Tochter von Heinrich und Katharina, sowie Elisabeth legitime Erbinnen.

Die Eheschliessung ist für Heinrich nicht nur Sicherung der Thronfolge, sondern auch politisches Kalkül. Er heiratet die Rheinländerin Anna von Kleve, trennt sich aber rasch wieder. Ihre Nachfolgerin Katharina Howard lässt der König wegen angeblichen Ehebruchs hinrichten. Als sechste, letzte Gattin wählt er seine Cousine Katharina Parr. Die Königin ist ein Glücksfall für Elisabeth; die Stiefmutter erweckt in ihr das Interesse für die Lehren der Reformation, die ja auch zum Credo ihrer Mutter Anne gehörten.

Nach dem Tod Heinrichs 1547 und der Inthronisation seines erst neunjährigen Sohnes Edward kommt Bewegung in das Postengeschacher am Hof. Edwards Onkel, Edward Seymour, Bruder von Jane Seymour, sichert sich im Kronrat den zentralen Posten des Lord Protector, die Vormundschaft über den unmündigen Herrscher. Sein jüngerer Bruder Thomas wird Lord High Admiral, Chef der Marine. Beide gehören als Geschwister der früheren Königin Jane zur royalen Familie und bringen sich jetzt, nach dem Tod des übermächtigen Königs, in Stellung, um ihre Macht auszubauen.

Macht verführt zum Missbrauch. Thomas Seymour ist ein Liebling der Frauen, hochgewachsen und gutaussehend. Ohne den Kronrat zu informieren, heiraten die verwitwete Königin und der zum Baron Seymour of Sudeley Aufgestiegene. Ein Skandal, zumal Catherine Parr ihren Ehemann sofort in ihre Residenz Chelsea Manor aufnimmt. So wird der schöne Thomas zum Vormund der attraktiven Elisabeth, der er sofort verfällt. Kaum zu glauben, aber auch die «me too»-Debatte findet in der Vita Elisabeths ein frühes Exempel, das am Ende zum Sturz Seymours führen wird.

Der sextolle Thomas verschafft sich den Schlüssel zu den Schlafgemächern der Fünfzehnjährigen und verfolgt sie bis ins Bett. Catherine, die sich an diesen Spielen beteiligt, weil sie die Nachstellungen ihres Gatten für harmlose Spässe hält, begreift schliesslich, dass das junge Mädchen dabei ist, ihren Platz als Tudor-Erbin in der Thronfolge zu gefährden.

Literatur-Extra

- 50 **Thomas Kielinger**
Vita von Königin Elisabeth I.
- 52 **Tom Zürcher**
Erfolg aus heiterem Himmel
- 53 **Klassiker «Der Stumme»**
- 55 **Katja Oskamp**
Seele der Ostdeutschen
- 56 **Elias Canetti**
Wunschdenken und Phantasie
- 58 **Knorrs Krimis**
- 58 **Quentin Mouron**
Tarantino der Schweizer Literatur
- 58 **Stieg Larsson**
Ende der «Millennium»-Krimis
- 59 **Sprache Vom Wind**



«Kein Geld für Krieg»: Königin Elisabeth I.

Nach Catherines Kindbetttod geht Seymour aufs Ganze: Er wird die mögliche Thronerbin Elisabeth heiraten! Sein unbändiger Ehrgeiz bringt ihn dazu, den jungen König Edward VI. aus dessen Palast Hampton Court zu entführen, ein Hochverrat. Das Vorhaben fliegt auf, und der Kidnapper wird in den Tower geworfen. Vom Kronrat zum Tod verurteilt, wird Thomas Seymour am 20. März 1548 hingerichtet.

Scheitern von Ehrgeizlingen

Das Ende Seymours wird auch Elisabeth gefährlich. Hat sie von seinen Absichten gewusst? War sie am geplanten Sturz Edwards beteiligt? Doch Elisabeth übersteht alle Verhöre, nichts sei aus ihr herauszuholen, klagt ihr Befrager. Sie habe

einen «scharfen Verstand». Dieser wird die spätere Königin an vielen Wendepunkten ihres Lebens leiten. Zu ihrem Wahlspruch wird «Video et taceo» – ich sehe und schweige.

Als Elisabeth neun Jahre später, im November 1558, wider aller Erwartung doch auf den Thron gelangt, obwohl man sie wegen angeblicher Verschwörung gegen ihre katholische Halbschwester Mary zeitweilig in den Tower wirft, tritt sie ihr Amt mit einer Reihe von einschneidenden Erfahrungen an, die ihre Herrschaft prägen werden. Sie hat das gewaltsame Ende der Ehefrauen ihres Vaters vor Augen, den frühen Kindbetttod von Jane Seymour, sexuelle Nachstellungen, Verschwörungen, eigene Gefährdungen und Todesängste. Sie hat auch das Scheitern von

Ehrgeizlingen wie Thomas Seymour und anderer erlebt. So beschliesst sie, sich mit dem Heiraten und Kinderkriegen viel Zeit zu lassen. Eigentlich will sie es nicht, und das bekommen die zahlreichen Bewerber um ihre Hand auch zu spüren. Die «jungfräuliche Königin» verweigert sich, um die Männer aus politischem Interesse gegeneinander auszuspielen. Dass sie damit die für das Land wichtige Thronfolge gefährdet, weiss sie, setzt aber wie immer auf ihre angeborene Fortune.

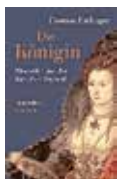
Was sind die Leistungen dieser schwer durchschaubaren Herrscherin, die man mit einer gewissen Entscheidungsschwäche in Verbindung gebracht hat, weil sie die direkte Auseinandersetzung, vor allem den Krieg, scheute – trotz des

glänzenden Sieges über die spanische Armada? Obwohl Protestantin, unterstützte sie den Aufstand der Niederlande gegen das katholische Spanien nur halbherzig. «Peace first», lautete ihr Motto. Und: «Kein Geld für Krieg!» Elisabeth bevorzugte die Diplomatie, zumal sie – oft gegen die Männer – davon überzeugt war, dass man von England aus keinen Landkrieg in Europa gewinnen könne. «Im Tiefsten ihrer Seele war sie Pazifistin», schreibt ihr Biograf.

Thomas Kielinger rühmt die Kompromissfähigkeit der Königin, ihre Gabe der Versöhnung von Gegensätzen, was England den Glaubenskrieg erspart hat: «In der Tugendlehre des Politischen gebührt dieser Frau ein herausragender Platz.» Ihre grösste Konkurrentin, die schottische Königin Maria Stuart, lässt sie allerdings vom Geheimdienst in eine Falle locken, zaudert aber monatelang, den Vollstreckungsbefehl zur Hinrichtung ihrer Cousine zu unterschreiben. Man darf also fragen, ob ihr Lavieren weniger eine politische Tugend als opportunistisches Kalkül gewesen ist. War Elisabeth nur eine Jongleurin der Legitimität, die sich durch ihr Pochen auf die Prärogative, auf ihre Vorrechte als Königin, unangreifbar zu machen suchte? Thomas Kielinger lässt nicht nur an dieser Stelle eine durchaus sympathische Ambivalenz erkennen und nennt dieses Versteckspiel «Kalkül der Macht, das sich mit Gesten der Zuneigung, ja der Liebe, nur maskierte».

Können sich die «Brexiters» mit gutem Recht auf Elisabeth und ihre frühe Politik der *splendid isolation* berufen? Ist das berühmte Elisabeth-Zitat («Ich weiss, dass ich zwar den Leib eines schwachen, kraftlosen Weibes habe, dafür aber Herz und Mark eines Königs, [...] und ich kann nur darüber lachen, dass Parma oder Spanien oder irgendein Herrscher Europas es wagen sollte, die Grenzen meines Reiches zu überschreiten») wirklich auf das Verhältnis von Grossbritannien zur Europäischen Union anwendbar? Und von wem stammt das folgende Zitat, das geradezu als Slogan der Brexit-Befürworter gelten könnte: Grossbritannien werde nie zu den «Vereinigten Staaten von Europa» gehören, «denn wir haben unsere Träume und Aufgaben. Wir stehen zu Europa, gehören aber nicht dazu; wir sind verbunden, aber nicht umfasst; wir sind interessiert und assoziiert, aber nicht absorbiert; wir gehören zu keinem einzelnen Kontinent, sondern zu allen.»

Nein, das ist nicht die Stimme von Boris Johnson, des amtierenden Premierministers, Churchill-Biografen und Brexiteer. Das sagte Churchill 1930 mit der ihm eigenen Entschiedenheit. Ohne Zweifel elisabethanisches Erbe.



Thomas Kielinger: Die Königin – Elisabeth I. und der Kampf um England. C. H. Beck. 375 S., Fr. 39.90

Karrieren

Nach oben gespült

Als Schriftsteller war er bisher erfolglos. Nun ist Werbetexter Tom Zürcher plötzlich für den Deutschen Buchpreis nominiert, als einziger Schweizer. Er staunt selber darüber. Von Rico Bandle

Es tönt wie ein Geständnis: «Meine Bücher verkaufen sich fast nur an der Buchvernissage, sonst nicht», sagt Tom Zürcher. Konkret heisst das: Sein letzter Roman, «Der Spartaner», ging insgesamt 200-mal über den Ladentisch, inklusive der achtzig Exemplare, die er an der Buchvernissage vorwiegend an Freunde und Bekannte verkaufte.

Der glatzköpfige Autor wirkt eher schüchtern, schaut einem im Gespräch selten in die Augen. «Ich bin froh, wenn meine Bücher keine grosse Aufmerksamkeit erhalten, das würde mich beim Schreiben beeinträchtigen», sagt er, der hauptberuflich als Werbetexter arbeitet.

Reibung mit der Gegenwart

Meint er das ernst? Wenn ja, müsste ihm die überraschende Nomination seines Romans «Mobbing Dick» für den Deutschen Buchpreis ungelegen kommen. «So ist es doch nicht. Ich bin auch lob- und geltungssüchtig. Sonst würde ich die Bücher gar nicht veröffentlichen.»

Der Roman handelt vom Studienabbrecher Dick, der noch immer bei den Eltern wohnt und als Hilfsassistent bei einer Bank anheuert. Anfangs erinnert das Buch an Martin Suters «Business Class»: Es geht um Ränkespiele,

«Es ist ein Rennen gegen das Bankkonto. Ist es leer, muss das Buch fertig sein.»

Hierarchien, Angebereien. Je länger, desto stärker spürt man, dass hier irgendetwas faul ist. Jede Figur scheint etwas zu verbergen zu haben, alle sind ständig von der Furcht begleitet, aufzufliegen, selbst wenn es keinen Anlass dazu gibt. Es ist eine Geschichte mit doppeltem Boden, ein raffiniertes Konstrukt, das den Leser bis zum Schluss in Atem hält.

Die Handlung ist zwar 2016 angesiedelt, die Bank allerdings funktioniert noch wie in den 1980er Jahren. Die Computerisierung steht erst am Anfang, vieles wird noch von Hand gemacht. Es gibt einen geheimnisvollen «Vreneli-Code», der die Anonymität der vermögenden Kunden gewährleistet. Die Mitarbeiter tragen noch Titel wie «Handlungsbevollmächtigter» und «Prokurist». Umso grösser ist die Reibung mit der Gegenwart. Was sich jahrzehntelang bewährt hat, gerät auf Druck der USA ins Wanken, das Geschäft bricht langsam auseinander.



Bitterböse Satire: Autor Zürcher.

Und mittendrin steht Dick, der die Stelle eigentlich nur angetreten hat, um sich von seiner Familie loszulösen; einer Familie notabene, die sich als ebenso verlogen und falsch herausstellt wie sein Arbeitsort.

Kaum hat sich Dick endlich vom Elternhaus befreit, ist er in der Bank gefangen. Dick wird paranoid, startet als «Mobbing Dick» seinen Rachefeldzug – gegen die Bank, gegen die Familie, gegen alle, auch gegen sich selbst.

Es ist eine aberwitzige Story, die der Autor erzählt. Immer, wenn man das Gefühl hat, schlimmer könne es nicht kommen, tut sich ein neuer Abgrund auf. Der sanftmütige Dick, der wegen seines Namens stets gemobbt wurde, der selber aber niemandem etwas antun konnte, entwickelt sich zum Monster. Und dies in einem Irrenhaus von einer Bank, wo zwar alle stets beschäftigt sind, aber doch niemand richtig arbeitet.

Brotberuf, der nicht wehtut

«Mobbing Dick» ist eine bitterböse Satire, temporeich und messerscharf. Kurz: ein würdiger Kandidat auf der Liste der zwanzig besten deutschsprachigen Neuerscheinungen. Mit einer kleinen Einschränkung: Bereits der Titel ist ein Kalauer, und auch im Buch reiht sich Pointe an Pointe. Hier dringt

Jetzt herunterladen!

Die neue Weltwoche-App

Schnellerer Download, bessere Grafik, mehr Bilder.

Die andere Sicht, ab sofort noch mobiler und überall verfügbar.



Holen Sie sich hier die neue App:





Milieustudie über einen exotischen Menschenschlag.

Gesellschaft

Freude am Hallux

Die Berliner Schriftstellerin Katja Oskamp erklärt ihren Lesern die Seele der Ostdeutschen aus der Perspektive einer Fusspflegerin. Sehr witzig. Von Rolf Hürzeler

Füsse spiegeln den Lebenslauf des Menschen wider. Im Fall der Kundin Gerlinde Bonkat keinen sehr glücklichen: «Am linken Fuss leuchtet rot ein ausgeprägter Hallux valgus wie eine überreife Knolle.» Frau Bonkat musste nach dem Krieg als ostpreussisches Kind in den Westen flüchten. Sie war eine Kämpferin und konnte sich alleine durchs Leben schlagen. Als einzigen Luxus leistet sie sich nun im Alter regelmäßige Besuche bei der Fusspflegerin.

Kundin Bonkat ist eine der regelmäßigen Besucherinnen eines Fusspflegestudios in einem Plattenbau am Rand von Berlin. Hier geht die Ich-Erzählerin ihrer verantwortungsvollen Arbeit nach. Denn diese bedeutet neben dem Hornhaut-Hobeln vor allem Zuwendung für ihre Kundschaft. Fast alle sind gebeutelt vom Leben – Fusspflege als Sozialarbeit.

Das ist der Stoff des Erzählbandes «Marzahn, mon amour – Geschichten einer Fusspflegerin» der deutschen Schriftstellerin Katja Oskamp. Die 49-jährige Berlinerin hat bisher einen Erzählband sowie zwei Romane geschrieben, und jetzt ist also die Milieustudie aus dem Plattenbau der ehemaligen DDR-Siedlung Berlin-Marzahn herausgekommen.

Wie immer in solchen Fällen stellt sich dem Leser die Frage, wie viel von der Autorin selbst in diesen Geschichten steckt, zumal sie seit vier Jahren tatsächlich berufsmässig Füsse

pflegt. Oskamp sagt im persönlichen Gespräch: «Das alles bin ich, und das sind meine Kunden, so wie ich sie sehe.» Die Geschichten hätten sich nach und nach während der Fusspflegearbeit ergeben. Die Stammkunden erzählen ihr Leben anscheinend als Fortsetzungsroman, so dass sich daraus für die Füsse knechtende Autorin eine Geschichte ergibt.



Autorin Oskamp.

Kein Widerspruch

Natürlich überzeichnet die Autorin ihre Charaktere, aber als Prototypen von Mitbürgern, die einem im östlichen Deutschland begegnen, eignen sie sich alleweil. Da ist beispielsweise Herr Pietsch, ein ehemaliger Genosse und DDR-Funktionär, der nun in die Jahre gekommen

ist. Mit ihm meinte es das Schicksal nach der Wende 1989 ganz schlecht: «Nicht nur die Ehe des Herrn Pietsch, sondern auch die DDR lag in den letzten Zuckungen», heisst es im Buch. Ohne den Arbeiter- und Bauernstaat war Herr Pietsch ein gesellschaftliches Nichts, und ohne Frau plagten ihn sexuelle Nöte. Da lag eine diesbezügliche Anfrage seinerseits bei der Fusspflegerin nahe: «Er lässt nicht locker. Ich sei nicht dumm und hätte eine «aeroudische» Ausstrahlung. Ich lehne nochmals ab...», schreibt die Autorin. Ex-DDR-Funktionäre mögen nun mal Widerspruch nicht.

Die Ich-Erzählerin behält bei zudringlichen Begegnungen stets die Contenance. Sie ver-

liert selbst beim Füsseschaben von Meckerern und Nötlern nicht die Geduld. So sagt Oskamp über ihre Kundenbeziehungen: «Ich arbeite in einem Servicebetrieb, da muss ich mit den Menschen grosszügig sein, auch wenn sie schwierig sind.» Übel zugerichtete Füsse, die lange Zeit kein Wasser gesehen haben, vermögen sie nicht aus der Ruhe zu bringen: «Ekel spüre ich kaum je. Das geht den meisten Menschen im Gesundheitswesen so.» Wichtig seien ihre guten Hände, damit nicht zu viele Kundenzehen als blutige Stummel endete.

Mitunter kippen die Charaktere in Karikaturen, etwa bei der Beschreibung des Herrn Paulke, der in den schönen DDR-Zeiten in einer volkseigenen Speditionsfirma gearbeitet hatte: «Jedes Mal, wenn ich Herrn Paulke wieder sah, war er an einer anderen Stelle reparaturbedürftig», heisst es. Der Mann litt sogar an Krebs, steckte den Schicksalsschlag aber gelassen weg. Ostdeutsche sind nicht eben zimperlich.

Wer glaubt, jede sei eine geborene Fusspflegerin, täuscht sich. Dahinter steckt eine kleine Wissenschaft, in die man sich einarbeiten muss. So gönnt die Autorin ihrer Leserschaft einen Einblick in die harte Ausbildung der Branche: «Wir verwechselten Krallen- mit Hammerzehen, Haut- mit Eckenzangen, Desinfektionslösungen mit Alkohol.» Die Schülerinnen bearbeiteten einander die Füsse gegenseitig: «Manchmal musste eine verarztet werden. Wir verziehen uns alles.»

Aber warum nur arbeitet die Schriftstellerin Oskamp als Fusspflegerin? Vom Schreiben kann sie nicht leben. Nach einem Misserfolg besuchte sie einen einschlägigen Kurs, denn ein Leben als Sekretärin kann sie sich nicht vorstellen: «Büro ist doof», sagt sie. Sie wolle was Praktisches mit einem «super Vorher-nachher-Effekt», etwa in der Form einer fein geschrubbten Fusssohle, so weich wie ein Baby-Po.

Man weiss, dass die Osis anders sind als der Rest der Welt. Aber wie sie genau sind, wissen die wenigsten; zumal hierzulande kaum jemand ehemalige DDR-Bürger kennt. Katja Oskamp bringt einem mit dieser Milieustudie den exotischen Menschenschlag näher. Im Einzelfall gehen einem die Figuren sogar so sehr zu Herzen, als hätte man persönlich Bekanntschaft mit ihren Füssen gemacht.



Katja Oskamp: Marzahn, mon amour – Geschichten einer Fusspflegerin, Hanser Berlin. 143 S., Fr. 24.90

Wunschdenken und Phantasie

Ein beträchtliches Stück von Elias Canettis Autobiografie ist wohl fingiert. Trotzdem – oder darum – ist sie höchst lesenswert, gerade jetzt, 25 Jahre nach dem Tod des Nobelpreisträgers. *Von Kurt Steinmann*

Von Staunen erfüllt, preist Augustinus im zehnten Buch seiner «Confessiones» das Wunder des Erinnerungsvermögens: «Gross ist die Macht meines Gedächtnisses, gewaltig gross, o Gott, ein Inneres, so weit und grenzenlos. Wer ergründet es in seiner ganzen Tiefe?» Auch Canettis Gedächtnis war von einer ungeheuren Kraft, einzelne, jahrzehntelang zurückliegende Ereignisse, Gesten und Worte vermochte er sich exakt zu vergegenwärtigen. Allerdings hatte ich bei der Lektüre seiner drei autobiografischen Bände den nicht zu beweisenden Eindruck, dass die bis ins kleinste Detail und in den einzelnen Wortlaut hinein tradierten Vorkommnisse ein schönes Stück weit fingiert und fabuliert sein mussten.

Was ist Fiktion?

Diesen Eindruck finde ich bestätigt in dem 2005 von Werner Morlang herausgegebenen Sammelband «Canetti in Zürich, Erinnerungen und Gespräche» (Nagel & Kimche). Paul Nizon hat Canetti gegenüber bekannt, dass er seine Erinnerungsbücher fast nicht lesen könne, weil sie ihm unglaubwürdig vorkämen, was Canettis heftigen Widerspruch herausforderte. Und Felix Philipp Ingold weist nach, dass sich Canettis Begegnungen mit Isaak Babel zum grossen Teil aus «Wunschdenken und Phantasie» gespeist haben müssen. Ein Beispiel: Babel hatte sich im Herbst 1928 auf der Durchreise von Frankreich nach Russland nachweislich lediglich für zweieinhalb Tage in Berlin aufgehalten. Canetti aber bestand im Gespräch mit Ingold darauf, er habe Babel «in Wirklichkeit» über zwei Wochen hin täglich getroffen, habe ihn auf Stadtrundgängen begleitet, habe mit ihm viele Stunden im Wirtshaus verbracht. Was ist bei Canetti Fiktion, was Dokumentation?

Der erste Teil von Canettis Lebensgeschichte, «Die gerettete Zunge» (1977), behandelt die Kindheit und Jugend bis 1921. Das Buch schliesst mit einem furchtbaren Gespräch: Die Mutter vernichtet den jungen Elias, indem sie ihn einen hochmütigen, selbstzufriedenen, ahnungslosen Schwätzer schimpft, der nach fünf idyllischen Zürcher Jahren (1916–1921) endlich dem wirklichen Leben, fern von welt-

fremder Büchersucht, ausgesetzt werden müsse. Canetti hat die Übersiedlung nach Frankfurt (1921–1924) als gewaltsamen Riss, als Vertreibung aus dem Paradies empfunden.

Der zweite Teil der Erinnerungen umfasst Canettis Leben vom 16. bis zum 26. Jahr. Bei dem 1980 unter dem Titel «Die Fackel im Ohr»

Betrachtung von Brueghels «Triumph des Todes», seine lebenslange Empörung gegen den Tod. Von seiner Tod-Feindschaft gegen den Tod wird Canetti sein Leben lang noch hartnäckiger besessen sein als von der Problematik von Masse und Macht: «Schliesslich, und am besessensten, ist es der Tod, den ich nicht anerkennen kann, obwohl ich nie von ihm absehe, den ich bis in seinen letzten Schlupfwinkel aufstöbern muss, um seine Anziehung und seinen falschen Glanz zu zerstören.» Doch auch ihn holte der Tod ein – im August 1994.

Immer wieder war der Dichter mit dem Tod seiner Liebsten konfrontiert worden: 1912 stirbt sein Vater einen jähen Herztod – ein traumatisches Erlebnis, das ihn lebenslang schmerzlich prägte –, 1937 seine Mutter, 1963 seine wunderbare Frau Veza Taubner, 1988 seine zweite Frau Hera Buschor.

Masse und Macht

Die Jahre nach dem Abitur in Frankfurt (1924–1931) verbringt Canetti in Wien. Er studiert ohne Interesse Chemie und promoviert. Nicht die Wissenschaft zählt für ihn, sondern die Erfahrung von Menschen, von seltsamen, erschreckenden, rührenden Menschen, die in einem bunten Reigen dem Leser vor Augen treten. Hätte sich Canetti mit der Vorführung dieses Panoptikums brueghelscher Figuren begnügt, so wären seine Aufzeichnungen wohl interessant, aber nicht bedeutend geworden. Bedeutung erlangen sie erst durch das Aufspüren der Keimzellen der beherrschenden Themen seines Werks und durch die Begegnung mit den Kunstgrössen seiner Zeit.

Die wichtigste Arbeit Canettis ist «Masse und Macht» (1960). Zum ersten Mal hatte er das Erlebnis von Macht anlässlich einer Protestdemonstration gegen die Ermordung Walther Rathenaus (1922). Bald danach, nach einem mystischen Massenerlebnis, machte er sich an die Beschreibung: Mit der Kritik an Sigmund Freuds «Massenpsychologie und Ich-Analyse», das ihm völlig unzulänglich erschien, begann der Zwanzigjährige mit der Erforschung des Phänomens, das ihn 35 Jahre beschäftigen sollte. Und noch einmal erfuhr



Er galt als schwieriger, eitler und jähzorniger Mann: Elias Canetti.

erschiedenen Band handelt es sich um den wichtigsten Teil der lebensgeschichtlichen Trilogie (Teil drei ist 1985 unter dem Titel «Das Augenspiel» herausgekommen), behandelt er doch die prägendste Zeit des Philosophendichters.

Canettis bedeutendstes Erlebnis während der Frankfurter Jahre war die Begegnung mit dem Gilgamesch-Epos in einer öffentlichen Lesung. Aus dem Epos erschliesst sich für ihn die Wirkung des Mythos. Und am Schmerz des Gilgamesch entzündet sich, wie später an der

Canetti modellhaft Masse, als er sich am 15. Juli 1927 dem Zug erbitterter Arbeiter hin zum Wiener Justizpalast anschloss (dessen Brand abgewandelt im Roman «Die Blendung» auftauchen wird). Der Bericht über diesen Wutsturm der Massen ist so atemberaubend und mitreissend, dass man ihn zu den grossartigsten Seiten deutscher Prosa zählen darf. Auch die Entstehung der «Blendung» wird skizziert, ein für die Liebhaber dieses monströs-vollkommenen Romans besonders aufschlussreicher Teil.

«Höhepunkte des Daseins»

Die intellektuelle Welt Wiens stand im Banne von Karl Kraus. Seine Lesungen waren «triumphale Affären, Höhepunkte des Daseins». Er war der literarische Scharfrichter; was er mit dem geschliffenen Schwert seiner Anklage angriff, war vernichtet. Auch Canetti verfiel Kraus mit Leib und Seele, *Die Fackel*, die Zeitschrift des «Gottes», versengte sein Ohr. Kraus' Urteil war für ihn unbezweifelbares Gesetz.

Dieser unbedingte Glaube wurde erst nach Jahren erschüttert, auch wegen dessen Freundschaft mit Bertolt Brecht, den Canetti wegen seiner «proletarischen Verkleidung» und seiner herrschsüchtigen und zynischen Art nicht mochte. Ihn, wie fast alle Berühmtheiten der Kunst, lernte er 1928 während eines dreimonatigen Aufenthalts in Berlin kennen. Besonders nah kam Canetti dem satyrhaften George Grosz, dessen erschreckende Zeichnungen aus der «Ecce Homo»-Mappe ihn tief berührten, sowie dem lauterem, schweigsamen Babel, der ihn das Sehen lehrte. Wer die Turbulenz und Unbedenklichkeit, die Chaotik, das schrille Getöse und das Scharfe und Ätzende der Atmosphäre aus Berlins vergangener Glanzzeit spüren will, wird hier bei Canetti auf seine Rechnung kommen.

Enzyklopädisch wissbegierig war er vom Wunsch erfüllt, alles zu erfahren und sich alles anzueignen, was es an Wissenswertem auf der Welt gibt. Er sprach das seltsam fern klingende, herrliche Wort aus von der «Würde des Lernens». Das «Erlernen von Menschen» wurde ihm, durch Babel angeleitet, zu seiner lebenslangen Passion. «Tot werde ich sein, wenn ich nicht mehr höre, was mir einer von sich erzählt.»

Liebevoll und jähzornig

«Ich bin kein ausgeklügeltes Buch, ich bin ein Mensch in seinem Widerspruch», bekennt Ulrich von Hutten bei C. F. Meyer. Dieser Satz trifft auf Canetti exakt zu. Grosszügig, empfindsam und liebevoll, lebenslang engagierter Anwalt der Gerechtigkeit, unbeirrbar in seinem literarischen Urteil, selbst in der Stunde seines grössten Triumphs, bei der Entgegennahme des Literaturnobelpreises 1981, um seine Dankeschuld wissend: In seiner Dankesrede würdigte Canetti jene Dichter aus dem österreichi-

schon Kulturkreis, die ihn beeinflusst hatten: Karl Kraus, Franz Kafka, Robert Musil und Hermann Broch. Er betonte, dass er die Auszeichnung stellvertretend für diese vier Schriftsteller entgegennahme, an die der Nobelpreis nicht verliehen worden war.

Kraus gegenüber bezeugte er bedingungslose Gefolgschaft (bis zum Bruch), dem Lyriker Abraham Sonne kritiklose, fast religiöse Ergebenheit. Aber auch die dunklen Seiten sind nicht zu verkennen: Er galt als schwieriger, eitler und jähzorniger Mann, der sich anderen gegenüber bösartig und herzlos verhalten konnte. Hilde Spiel nannte ihn eine «wirkliche Giftspritze». Mit der ehelichen Treue nahm er es nicht so genau. Die grossartige Vezza, ohne deren Ermutigung und tatkräftigen Einsatz sein Werk nie gelungen wäre, musste vieles erdulden. Aus dem erwähnten Sammelband «Canetti in Zürich» und insbesondere aus der umfassenden Arbeit von Sven Hanschek («Elias Canetti», Carl-Hanser-Verlag) treten die Fakten und Fiktionen des Dichters und die Bedeutung seines Werks plastisch vor Augen.

Was bleibt

Canetti war sich nicht sicher, «ob er in zwanzig, dreissig Jahren noch gelesen werde». Diese Spanne Zeit ist nun erreicht, und er wird in unseren Tagen gelesen und diskutiert. Was bleiben wird: «Die Blendung» (1936), die grotesk zugespitzte Parabel von der Macht des Kleinbürgers und der Ohnmacht des Intellektuellen, «Masse und Macht» (1960) und die «Stimmen von Marrakesch. Aufzeichnungen nach einer Reise» (1968). Auch «Der Ohrenzeuge» (1974), Charakterporträts in der Nachfolge Theophrasts und Jean de La Bruyères, immer noch zu Unrecht unterschätzt, worauf Peter von Matt zutreffend hinweist, dürfte dem Vergessen entgehen. Und bleiben werden die Bände der «Aufzeichnungen». Seine drei Dramen werden wohl vergessen werden.

Der grösste Teil von Canettis Nachlass befindet sich auf seinen Wunsch hin in der Zentralbibliothek Zürich. Der grösste Teil seines Nachlasses (Entwürfe, Aufzeichnungen und die etwa 20 000 Bände umfassende Bibliothek) steht der Forschung zur Verfügung, doch einen bestimmten privaten Teil (Canettis Tagebücher, grosse Teile der Briefkorrespondenz) hat Canetti für dreissig Jahre nach seinem Tod gesperrt – dieser Teil darf also erst ab 2024 eingesehen werden. Wir sind gespannt.

Die Bücher von Elias Canetti sind im Fischer- und im Hanser-Verlag erschienen. Zürich nannte er «die Stadt, die mir die liebste aller Städte ist». Hier besuchte er von 1917 bis 1921 das Realgymnasium Rämibühl, hier lebte er grösstenteils von 1972 bis zu seinem Tod am 14. August 1994. Er ist auf dem Friedhof Fluntern beigesetzt.

Jazz

The Warm Sound of Franco Ambrosetti

Von Peter Rüedi

Manchmal steckt im Klischee auch die Wahrheit. Franco Ambrosetti, der Tessiner Trompeter, heisst in jedem zweiten Beitrag über ihn «der Grandseigneur des europäischen Jazz». In sozusagen jedem wird auf seine Doppelsexistenz als Jazzmusiker und als Unternehmer hingewiesen, meist mit säuerlichem Unterton, weil für die Jazzpolizei nicht sein kann, was nicht sein darf. In jedem dritten Artikel über Franco Ambrosetti wird ein Statement von Miles Davis aus einem Interview über die Grenzen weisser Jazztrompeter zitiert. Eine Ausnahme gebe es, am Berliner Jazzfestival habe er, Miles, Ambrosetti gehört: «He can play his ass off. If I was picking a trumpet player, I would pick him. He can play anything.» Mit beidem geht Franco Ambrosetti souverän gelassen um, in seiner Autobiografie «Zwei Karrieren – ein Klang» (Dohr-Verlag) und auch sonst. Er braucht keinen Lorbeer, nicht einmal den vom grossen Miles.

Als Trompeter künstlerisch gross geworden im Nachhall des Bebop (Fats Navarro, Clifford Brown), ist er zu immer grösserer Sparsamkeit gereift, einer hinter scheinbarer Beiläufigkeit getarnten Brillanz. Die halbe Trompetentradition der Jazzgeschichte schwingt in seinem inspirierten logischen, unangestregten, melodisch austarierten Spiel mit. Eine Anekdote will, dass ihn Charles Mingus nach einer Jam-Session 1964 für den erkrankten Johnny Coles engagieren wollte. Von Coles gibt es ein einziges Blue-Note-Album: «The Warm Sound». Der Titel könnte gut auch der von Ambrosettis jüngstem Album, «Long Waves», sein, das er vergangenen Januar mit einer Allstar-Gruppe in New York einspielte (John Scofield gt, Uri Caine p, Jack DeJohnette dr, Scott Colley b): «The Warm Sound of Franco Ambrosetti». Das Quintett ist kein Verband von Kunststücke abfeuernden Superstars, sondern eine wirkliche Band, die sich im behutsamen Gespräch gemeinsam mit der allmählichen Verfertigung der Gedanken beim Spielen befasst. Vier Originale von Ambrosetti, eines von George Gruntz und zwei Standards, darunter eine ans Herz gehende Version der Ballade «Old Folks». Ein leuchtendes *capolavoro* des Tessiner Meisters.



Franco Ambrosetti Quintet:
Long Waves. Unit UTR 4907



Höllentrip



Diana Jager ist eine resolute Oberärztin, die kein Blatt vor den Mund nimmt – schon gar nicht in ihrem Blog. Da wettete sie gegen Männer, besonders gegen die IT-Kerle in ihrer Klinik. Die Folge war ein Shitstorm, der sie zur Kündigung zwang, die Stadt zu verlassen und in einer Provinz-Klinik gewissermassen unterzutauchen. Dort lernt sie einen smarten Mann kennen, der ebenfalls in der IT-Branche tätig ist, ihr Leben vollkommen umkrempelt, die grosse Liebe zu sein scheint – bis er eines Tages verschwindet, nicht mehr auftaucht und bald für tot gehalten wird. Für Diana beginnt ein Höllentrip. Man zweifelt an ihrer Unschuld, Zeugen wissen von manch delikatsten Krächen – und sie gilt als Mörderin. Doch Diana gibt nicht auf, kämpft und heuert den Privatdetektiv Jack Parlaban an. Schliesslich weiss sie, dass sie ihren Mann nicht umgebracht hat. Der Schotte Chris Brookmyre versteht es fabelhaft, «Dein Ende» so vertrackt zu erzählen, dass der Leser tatsächlich an Dianas Unschuld zu zweifeln beginnt. Furios und spannend.

Chris Brookmyre: Dein Ende.
Rowohlt. 464 S., Fr. 19.90



Verlorene Seelen

Russell Gaines hat im Vollsuff einen Mann überfahren und dafür elf Jahre im Knast büssen müssen. Zurück in Mississippi, wird er gleich von den Brüdern des Getöteten wüst verprügelt und sucht dann den Kontakt mit seiner alten Liebe wieder aufzunehmen. Vergeblich. Dafür gerät er an die obdachlose Maben und ihre kleine Tochter. Maben hat in Notwehr einen Cop erschossen und zieht nun Russell mit in ihre Misere. Die Kollektion verlorener Seelen in einer desillusionierten Wirklichkeit hat Michael Farris Smith beeindruckend eingefangen, auch wenn ein Kunstgewerbe-Firnis der geschickten konstruierten Schicksalsstory betörenden Glanz verleiht. Exzellent sind die Dialoge, die durchs melancholische Ambiente funkeln. Smith gehört zu den Südstaatenautoren, die der Region eine neue Stimme geben, frei von «Southern Gothic»-Elementen.

Michael Farris Smith: Desperation Road.
Ars vivendi. 350 S., Fr. 32.60

Sex, Drogen und blaue Bohnen

Quentin Mouron ist der Tarantino der Schweizer Gegenwartsliteratur, ein Meister des Roman noir. Jetzt ist sein neuer Krimi auf Deutsch erschienen. Von Florian Vetsch

Wer seine Website anklickt*, dem springt das Porträt des Schriftstellers entgegen, das auch auf dem Cover seines jüngsten Romans, «Vesoul, le 7 janvier 2015» (Olivier Morattel Editeur, Dole), zu sehen ist: Quentin Mouron, 1989 in Lausanne geboren und in Québec, Kanada, aufgewachsen, hält ein brennendes Buch in Händen und blickt dem Betrachter direkt in die Augen. «Na, was denkst



Atmosphärisch dicht: Quentin Mouron.

du?», scheint er zu fragen, «verstehst du, dass die Kultur brennt, dass sie nicht mehr greift, dass wir in einer sinnentleerten Welt leben?»

Quentin Mouron ist der Tarantino der Schweizer Gegenwartsliteratur, ein Genie des Roman noir. Sein Stil ist szenisch, atmosphärisch dicht, dabei welthaltig und anspielungsreich. Schon seine beiden ersten Bücher, «Notre-Dame-de-la-Merci», eine unglaublich traurige Winterballade aus Kanada, und «Drei Tropfen Blut und eine Wolke Kokain», eine Revolvertrommel an Suspense, haben ihm im deutschsprachigen Raum begeisterte Kritiken eingetragen. Nun liegt der dritte Kriminalroman aus seiner Feder auf Deutsch vor: «Heroïne», ein 124 Seiten schlanker Band, wie die beiden ersten im Bilgerverlag, Zürich, erschienen.

«Heroïne» beginnt mit einer «Ouverture baroque», einer vollkommen grotesken Sexszene in einem Berliner Antiquariat, die einem

Georges Bataille alle Ehre gemacht hätte. Franck, Leiter eines New Yorker Detektivbüros, aus Hoffnungslosigkeit seit drei Jahren bibliophil, schiebt eine schräge Nummer mit der Buchhändlerin Mademoiselle Schulz. Abends im Hotel bemerkt er, dass er seinen Siegelring im Antiquariat vergessen hat, und kehrt zurück. Dort findet er, angeordnet wie auf einem barocken Stillleben, den Kopf der Buchhändlerin auf einem Silbertablett.

Seine Nachforschungen lassen ihn auf einen bestimmten Kunden schliessen, doch erfährt er aus der Zeitung, dass «ein gewisser Wilfried Wagner – der sich Abu Mohammed Daoud al-Bavari nennen lässt» die Buchhändlerin enthauptete, nachdem sie sich standhaft geweigert hatte, Voltaires «Mahomet» aus dem Schaukasten zu entfernen.

Mademoiselle Schulz ist nicht die einzige Heldin in Mourons Roman, der nach der ausschweifenden Eröffnung in eine «Suite classique» mündet. Darin forscht der Antiheld Franck nach einer verschollenen Lieferung Heroin und nach dem Mörder des Vaters einer blutjungen Prostituierten, und zwar in Tonopah im Nirgendwo von Nevada – «einer Wüste in einer Wüste», einer für Mourons Romane typischen kleinen Ortschaft, die den desaströsen Zustand des grossen Ganzen widerspiegelt.

Leah, die eigenwillige Sexarbeiterin, ist die zweite rätselhafte Heroin, «fromm und verrucht, eine hehre und sich anbietende Jungfrau». Sie bedient in einem Fastfood-Lokal, nebenberuflich arbeitet sie daselbst in einer «Besenkammer unter den Postern von Elvis, Spongebob und der Jungfrau Maria». Trotz ihrer seelischen Verwüstung setzt Leah ein Gegenzeichen in dieser trostlosen Welt.

Die Handlung sei nicht weiter ausgeplaudert, doch vermerkt sei, dass das Heroische am Schluss scheitert; auch der kokainschnupfende Privatdetektiv Franck, der Leah verehrt, kann es nicht richten. So wirft «Heroïne» Blitzlichter in die Abgründe menschlicher Existenz. Das Buch bietet ein Noir-Set par excellence, vorangetrieben in kurzen kaleidoskopischen Kapiteln, vollgepumpt mit Sex, Drogen und blauen Bohnen – illusionslos, dystopisch, *thrilling*.



Quentin Mouron: Heroïne.
Bilger. 124 S., Fr. 27.90

Existenzialismus auf Schwedisch

Die «Millennium»-Krimis um das Ermittlerduo Lisbeth Salander und Mikael Blomkvist begeistern ein Millionenpublikum weltweit. Die Reihe findet nun rechtzeitig ein Ende. *Von Anton Beck*

Skandinavische Krimis erleben seit Jahren einen Boom. Eine Reihe sticht besonders heraus: die «Millennium»-Bücher der Schweden Stieg Larsson und David Lagercrantz. Sie verkaufen sich en masse, sind preisgekrönt und spätestens seit der Hollywoodverfilmung «Verblendung» (2011) mit Daniel Craig und Rooney Mara auch ausserhalb des Buchmarkts ein Begriff. Mit dem sechsten Band, «Vernichtung», findet die Reihe um die Computerhackerin Salander und den Investigativjournalisten Blomkvist nun ein Ende.

Nicht nur die Bücher sind bemerkenswert, auch deren Entstehungsgeschichte. Im Jahr 2004 hinterlässt der bis dato wenig bekannte Journalist Stieg Larsson nach einem tödlichen Herzinfarkt drei unveröffentlichte Manuskripte. Ein paar Lebensjahre mehr – und er hätte den gigantischen Erfolg seiner Bücher noch miterleben und die Geschichte selbst zu Ende erzählen können. So aber sprang David Lagercrantz ein, der sich in Schweden unter anderem mit einer Biografie über den Fussballstar Zlatan Ibrahimovic einen Namen gemacht hatte. Keine dankbare Aufgabe, die er aber solide löste, indem er möglichst nahe an Larssons kargem Stil blieb.

Erneut übernimmt Lagercrantz in «Vernichtung» meisterhaft die apathische Sprache, die die «Millennium»-Bücher so einzigartig macht. Menschen sterben, paaren und trennen sich in wenigen Sätzen. Erkundungstouren zu Empfindungen jeglicher Art werden auf ein absolutes Minimum reduziert, stattdessen heisst es etwa: «Sie sah aus dem Fenster. Draussen war irgendein Wetter. Wahrscheinlich Sonnenschein. Selbst wenn dort Schnee gefallen wäre – es wäre ihr gleichgültig gewesen.»

Inhaltlich zeigte Lagercrantz sich dafür sehr innovativ und suchte ungewöhnliche Geschichten. In «Verschwörung» (2015) verurteilte er die NSA, in «Verfolgung» (2017) steckte er seine Protagonistin ins Frauengefängnis, und in «Vernichtung» erzählt er ein Drama rund um eine Mount-Everest-Expedition und einige schwedische Prominente.

Die grosse Besonderheit aller sechs Bände liegt jedoch im philosophischen Konstrukt. Bei Larsson wie Lagercrantz ist Gott nicht nur tot, mit ihm wurden auch jegliche Moral und Norm begraben. Die Figuren sitzen ihre Tage in der sinnentleerten und globalisierten Welt ab und beschäftigen sich damit, «mal Männer, mal Frauen, mal nur sich selbst» (Dennis Scheck) zu lieben, sich zu besaufen und zu langweilen, Straftaten zu begehen und/oder aufzudecken.



Daniel Craig und Rooney Mara in «Verblendung».

Die Romane lesen sich so, als hätte der von den Toten auferstandene Albert Camus seine existenzialistischen Thesen ans 21. Jahrhundert angepasst und im hohen Norden angesiedelt.

Larsson hat dem Vernehmen nach als junger Mann eine Vergewaltigung beobachtet. Dieses Erlebnis habe ihn sein Leben lang verfolgt, weshalb gerade die ersten drei «Millennium»-Bücher auch als Kritik an der patriarchalischen Dominanz interpretiert werden können. Wenn die Männer in den Romanen mal keine Frauenhasser oder gewalttätigen Gatten sind, dann doch mindestens streunende Machos mit Bindungsproblemen.

Larsson brach damit, wie auch mit seinem klar ausgerichteten politischen Unterton, ein Tabu. Mittlerweile haben eine Menge skandinavischer Krimis eine feministische und linksliberale Grundhaltung. Entsprechend kann man Lagercrantz' Entscheidung verstehen, mit der Reihe aufzuhören. Am Schluss von «Vernichtung» heisst es: «Es schien tatsächlich an der Zeit zu sein für etwas Neues.»



David Lagercrantz, nach Stieg Larsson: Vernichtung. Millennium-Reihe, Band 6. Heyne. 432 S., Fr. 33.90

Vom Wind

Dem Klassiker hat's das Dativ-e weggeblasen. *Von Max Wey*

Wer das Buch nicht kennt, kennt den Film. Wer den Film nicht kennt, hat schon vom Titel gehört: «Vom Winde verweht». Anfang des Jahres 2020 wird dieser Klassiker der amerikanischen Literatur von Margaret Mitchell aus dem Jahr 1936 in einer neuen Übersetzung im Verlag Antje Kunstmann erscheinen. Der Titel – das Buch-Cover steht bereits im Netz – wird neu sein: «Vom Wind verweht». Fehlt da nicht was? Doch. Dem Wind hat's das Dativ-e weggeblasen. Andreas Nohl und Liat Himmelheber sind die renommierten Übersetzer und ausserdem ein Ehepaar. Die neue Übersetzung soll weniger kitschig, weniger rassistisch und weniger romantisierend geraten.

Wie ist das mit diesem Dativ-e bei männlichen und sächlichen Substantiven, wann soll, wann kann es gesetzt werden? Es veraltet allmählich, hält sich aber noch bei festen Wortverbindungen wie zum Beispiel «zu Hause», «im Grunde», «zu Mute» oder «zur Stunde». Auch aus rhythmischen oder stilistischen Gründen kommt es noch zum Einsatz. Nur ein Kinds-kopf würde in Heinz Erhardts Verszeilen «Hinter eines Baumes Rinde / wohnt die Made mit dem Kinde» aus dem Kinde eine Kind machen.

Sehr häufig finden wir das Dativ-e aber noch bei festen Phrasen, als da sind: zu Grabe tragen, in aller Munde, zu Gebote stehen, zu Gemüte führen, das Kind mit dem Bade ausschütten, imstande sein, zu Felde ziehen, zu Kreuze kriechen, zu Rande kommen, zu Werke gehen, zu Tage treten, das Schweigen im Walde. Häufig, aber nicht ausschliesslich mit Dativ-e: der Dritte im Bunde, im Schilde führen, im Laufe des Tages, bei Lichte besehen, am Fusse des Berges. Eher selten mit Dativ-e: Hahn im Korb, Heimchen am Herd, mit einem Mal, von Haus aus, wie im Flug.

Zurück zum Buchtitel des Bürgerkriegsepos. «Vom Winde verweht» wurde ja nicht zuletzt aufgrund des Weltbestsellers zur Redensart, wobei «vom Winde verweht» sehr viel häufiger geschrieben wird als «vom Wind verweht». Ein Titel im *Blick*: «Schweiz vom Winde verweht». Ein anderer in der *NZZ*: «Vom Winde verwehtes Gift». Von daher hätte keine Notwendigkeit bestanden, dem Wind das e abzuzwacken. «Vom Winde verweht» ist einem vertraut, und sollte die Neuübersetzung allzu nüchtern ausfallen, wäre für Leute, die im Kinosaal Rotz und Wasser heulten, im Titel doch noch ein Spürchen Romantik zu finden. Aber das ist wohl in den Wind gesprochen.